

Atmosphäre(n)

Renate Puvogel, Kunsthistorikerin

Die Motive der Fotografien von Andreas Walther sind wenig spektakulär: eine hügelige, baumlose, weite Landschaft unter grauem Himmel, ein Birken-wald im Schnee, ein Reisfeld vor wolkenverhangenen Bergen, Unterholz mit weiß blühenden Sträuchern in dunklem Wald, ein nächtlicher Wald oder gar eine Steinmauer. Die Szenerien sind mal nahsichtig, mal aus der Distanz gesehen, und sie sind nicht zu orten. Selbst ein zweites oder auch ein drittes Foto, welches dieselbe Situation in leicht verschobener Perspektive festhält und zu Diptychon oder Triptychon hinzu gehängt wird, trägt nicht zur örtlichen Klärung bei. Hingegen verstärkt es die Möglichkeit, den Ort räumlich zu erfassen, und bringt ein dynamisches Moment in der Zeit mit ein. Die Bilder haben selten ein Zentrum; sämtliche Details sind gleichwertig und ins Gleichgewicht gebracht, so dass das Auge gelassen auf der Bildfläche hin und her wandern kann. Die Frage danach, ob und wie das Bild komponiert ist, drängt sich kaum auf. Im Vergleich etwa zu den Paradies Bildern von Thomas Struth, die den Betrachtenden einen dichten, abwechslungsreichen, grünen Wald vor Augen bringen, sind Walthers Bilder weniger komponiert und in keiner Weise anekdotisch. Aber auch Struth ist daran gelegen, dass seine Einblicke in ein lebendiges Grün neue Seherfahrungen auslösen und zu kontemplativer Betrachtung führen. Er beruft sich auf das Tai Qi, bei dem die Empfindungen als Energiefluss beschrieben werden. Damit sind wir bereits nahe an Walthers Vorstellungen; allerdings widmet dieser sich im Unterschied zu Struth nicht nur episodisch, sondern grundlegend dem Verhältnis von ostasiatischer zu europäischer Kultur. Und diese spannenden Auseinandersetzungen manifestieren sich in all seinen fotografischen Bildern wie auch in seinen Videoarbeiten.

Die Natur-Bilder von Walther strömen Stille aus, sie sind Ausdruck eines inneren Friedens. Hier ist nicht etwa die ewige, unendliche Ruhe beschrieben, sondern jene eines Innehaltens. Es ist, als sei die Zeit angehalten und die Welt versinnbildlicht und sichtbar konzentriert im Jetzt. Und dieser Augenblick dehnt sich wiederum aus, füllt sich gleichsam auf mit Raum in der Zeit. Dies ist ein Vorgang der Wahrnehmung, der dem Ein- und Ausatmen nicht etwa nur vergleichbar ist, sondern das Atmen selbst darstellt. Die Natur atmet, und ihr Atem deckt sich bei intensivem Schauen mit dem des Betrachters, der Betrachterin. Dadurch taucht man ganz ein in die Natur und vergisst, dass es sich eingangs um eine Fotografie, um das Abbild einer Landschaft handelt. Sie wird Bild, wird trotz der ausschnitthaften Ansicht Ausdruck eines Ganzen, das man mit allen Sinnen erfährt. Der Bildraum weitet sich in den Realraum hinein aus, wodurch man von der Atmosphäre gänzlich umfassen ist. Es scheint, als erlebe man in der Betrachtung eine Steigerung der Empfindung, die derjenigen des Künstlers vergleichbar ist. Diese Wirkung wird erzielt, weil sich seine Vorgehensweise von jener seiner fotografierenden Kollegen grundlegend unterscheidet.

Walther begibt sich in die Natur, nach Möglichkeit alleine, er schaut lange und nimmt mehr und mehr das wahr, was er empfindet. „Die Welt ist das, was wir wahrnehmen.“ (Maurice Merleau-Ponty) Impliziert das Wahr-Nehmen im Grunde den passiven Vorgang, etwas außerhalb des Selbst auf sich wirken zu lassen und in sich aufzunehmen, so wandelt dieser sich im Laufe des Betrachtens in eine aktive Form der Aufmerksamkeit. Und erst durch das aktive, verstandesmäßige Reflektieren von Empfinden formt sich nach Walthers Interpretation Natur zur Landschaft. Unterscheidet man üblicherweise die unberührte Natur von einer vom Menschen gestalteten Landschaft, so verlegt Walther den Vorgang dieser Wandlung hinein in die Wirkung der Atmosphäre von Natur auf den sie Betrachtenden.

„Ohne Wahrnehmung und Reflexion (von Empfinden) ist Landschaft Natur“, so Walther. Bei der Wechselwirkung zwischen dem Innen und Außen stoßen wir, wie bereits angedeutet, auf den Rhythmus des intuitiven Ein- und Ausatmens, bei welchem dem Verstand lediglich die Rolle des Zuschauens zukommt.

Und so ist für den Künstler der eigentliche Akt des Fotografierens, obgleich oder gerade weil aus langer Erfahrung gekonnt, nahezu vernachlässigbar. Das Foto ist nichts weiter als die optische, bildliche Notation parallel zu einer inneren Stimmung, nämlich der eines von der Atmosphäre von Natur gänzlichen Erfülltseins. Es kann diesen seinen Gemütszustand kaum tangieren, geschweige denn stören, dass Walther an dem Ort mehrfach, ja, vielmals auf den Auslöser drückt. Denn letztlich sieht das Auge und nicht die Kameralinse. Vielleicht ist für Walthers Methode des Fotografierens, die bei ihm nichts Kalkuliertes in sich birgt, die englische Formulierung eher angebracht als die deutsche: Anstelle von „ein Foto machen“ scheint „to take a photograph“ zutreffender.

Nach diesem Erleben der Natur, bei dem das Fotografieren lediglich ein Randereignis darstellt, können Tage, ja, Wochen vergehen, ehe Walther die vielen von ihm erstellten ‚Schnappschüsse‘ wieder hervorholt. Dies ergibt sich unbeabsichtigt in einer Situation, in welcher die damalige Atmosphäre in seiner Erinnerung wieder erwacht. Die der erinnerten Atmosphäre am nächsten kommenden Fotografien unterzieht er einem lang währenden, vielfältigen Überarbeiten. Er beschäftigt sich so lange mit ihnen, bis sie wie er selbst möglichst deutlich diese originale Atmosphäre zu atmen scheinen. Sie bleibt zwar letztlich vage und nicht gänzlich auszuloten, aber Denken und Empfinden haben dennoch zu einer unaussprechlichen atmosphärischen Einheit gefunden. Diese ist Bild geworden jenseits des begrifflich Fassbaren.

Es gilt zu fragen, welche Rolle dem Motiv, welches wir eingangs als wenig aufregend charakterisiert haben, in diesem zugleich spannenden wie meditativen Prozess zukommt. Walther hat traumhaft leuchtende, weiße Blütenolden ebenso aufgenommen wie Baumwipfel in dichtem Nebel. Beide Ansichten, die beglückende ebenso wie die melancholische, sind von einer natürlichen, selbstverständlichen Schönheit; der ästhetische Reiz drängt sich allerdings nicht auf, weil er nicht vordergründig ist; weniger der Gegenstand selbst wirkt verführerisch als die stimmungsvolle Atmosphäre, die er als Summe aller Empfindungen ausstrahlt. Ästhetik hat wohl doch etwas mit Ethik zu tun.

Walther hat sich intensiv auch mit Schillers Ästhetische Erziehung des Menschen auseinandergesetzt und ist inspiriert von dieser Schrift. Es ist der Punkt, wo Schiller das stets bedrohte Gleichgewicht von Sinn und Form im Ideal der Schönheit gipfeln lässt, von dem aus Walther später in die Philosophie des Daoismus findet. Letztere ersetzt den Begriff der Schönheit gewissermaßen durch Dynamik. In ihr sind Sinn und Verstand in einem zielfrei bewegten, energetischen Zusammenhang aufgehoben. ‚Aufgehoben‘ trifft hier in doppeltem Sinne zu, nämlich als ein Geborgensein ebenso wie in der Bedeutung, dass Raum und Zeit nahezu grenzenlos in eine Offenheit einmünden.

Daher ist es nur folgerichtig, dass Walther das Sujet noch weiter zurückdrängt. In neueren Arbeiten hat er etwa lediglich den Ausschnitt einer Mauer in Bildern festgehalten. Ihren Zauber üben diese aber gerade dadurch aus, dass man, nicht abgelenkt von etwas Gegenständlichem, sich ganz in das achtsame Abtasten einer Bildfläche mannigfaltiger Grautöne verlieren kann. Wie nebenbei nimmt man natürliche Verfallsschäden ebenso wahr wie Kratzspuren und grün wucherndes Moos. Dennoch bleibt der Blick nicht an den Dingen haften, sondern gleitet absichts- und ziellos hin und her, und das Bewusstsein öffnet sich mehr und mehr.

Noch stärkere Wirkung geht von Walthers ‚Rollbildern‘ aus. Hier kann der Künstler vieles von dem verwirklichen und sichtbar machen, in das er sich seit Jahren kontinuierlich ein-

findet. Man blickt auf einen langen, schmalen, aus vielen Einzelfotografien nahtlos zusammengefügt Fotofries, etwa 25 Zentimeter hoch und um die vier Meter breit, der beispielsweise eine grauen Mauer ohne obere und untere Begrenzung zeigt und keinen topografischen Zusammenhang überliefert. Sein Gegenstand selbst ist kaum noch relevant, stattdessen nimmt er in all seinen farbigen Grautönen malerische Züge an. Das Medium der Fotografie verlangt ja stets ein reales Gegenüber, welches der Apparat einfangen kann. Es ist für Walther sogar wichtig, dass seine Arbeiten ein Stück Lebenswirklichkeit bewahren. Aber diese stellt sich weniger durch ein Bildsujet ein als über dessen atmosphärische Wirkung. Waagrecht in Brusthöhe ausgebreitet, wandert hier nun nicht nur das Auge über das Foto, vielmehr schreitet der ganze Körper den Fries ab. Da keine Erzählung dargeboten wird, ist auch die Leserichtung nicht vorgeschrieben – ein Moment, das man als aufmerksame Geste dem europäischen wie dem ostasiatischen Kulturraum gegenüber verstehen kann. Es kommt zu einer Begegnung mit einem fast skulptural anmutenden Objekt. Beim Betrachten kann man sich in eigenem Rhythmus hin und her bewegen und die unendlich vielen strukturellen und farbigen Nuancen aufspüren. Der Gegenstand ist bis an die Grenze zur Abstraktion hin zurückgedrängt, ein Moment, das ein Ausdünnen, ein Entleeren der gesamten Befindlichkeit befördert. Hier wird besonders spürbar, dass Walther sich intensiv in die ostasiatische Kultur eingeübt hat. Wie man als Europäer mit den Mitteln der Fotografie der chinesischen Philosophie und Geisteshaltung achtungsvoll ein wenig entgegenkommen und ihnen Ausdruck verleihen kann, das zeigen überzeugend auch die eindrucksvollen Rollbilder.